

Auszug von Helen Anderer

Man gewöhnt sich nicht daran, Menschen sterben zu sehen. Man gewöhnt sich nicht an die schmerzverzerrten Gesichter und die Schreie, die mehr von einem Tier als von einem Menschen haben. Man gewöhnt sich nicht an die Augen, die matt und stumm werden und den Brustkorb, der im Ausatmen erstarrt.

Man gewöhnt sich nur schwer an tote Menschen. Man gewöhnt sich nur schwer an die bleiernen, schweigenden Löcher, die versuchen, sie zu ersetzen. Man gewöhnt sich nur schwer an Nichtmehrdasein.

Man gewöhnt sich sehr leicht an lebende Menschen. Man gewöhnt sich sehr leicht an Nichtlöcher. Man gewöhnt sich sehr leicht an Immerdasein. James Smith hat sich ohne Zweifel an Ben gewöhnt, mehr sogar, als er ihm sagen würde. Er hat sich daran gewöhnt, dass er morgens, bevor er aufs Revier geht, beim Bäcker vorbeischaud und - einen Kaffee, schwarz mit zwei Stücken Zucker, bitte. Für mich nichts, danke.

Er hat sich auch daran gewöhnt, Schweigen manchmal als Danke und manchmal als Geh mir aus der Sonne, Kleiner und manchmal als Alles wird gut zu deuten. Außer, wenn Ben Kaffee trinkt, dann ist das Schweigen nur Schweigen, weil Ben ohne seinen morgendlichen Kaffee nicht einmal schweigend etwas sagen kann.

Und er hat sich daran gewöhnt - und das ist das Schlimmste - dass Ben da ist.

Ben ist auch an diesem Tag da und trinkt schweigend seinen Kaffee. Und James beobachtet ihn dabei, auf dem trockenen Käsebrötchen herum kauend, das er immer Freitags kauft, obwohl es ihm längst nicht mehr schmeckt, so oft hat er es schon gegessen.

Sie kennen sich seit zehn Jahren, drei Wochen, fünf Tagen und zwei Stunden und zehn Jahre, drei Wochen, fünf Tage und zwei Stunden, das ist genauso lange, wie James schon bei der Polizei arbeitet. Vielleicht kennt Ben James auch schon ein bisschen länger, denn er hat sich seiner damals angenommen, aber er hat nie gesagt, warum er ausgerechnet ihn ausgewählt hat und James hat nie danach gefragt.

Meistens beginnt James mit Reden, wenn Ben mit dem Kaffee fertig ist, aber manchmal schweigt er ein bisschen zu lange und dann ist das Schweigendeuten an Ben. Er lässt sich Zeit und James sortiert die Krümel seines Brötchens nach Größe, bevor er sie energisch vom Tisch wischt.

„Ich werde nicht mehr anrufen“, sagt er und klingt dabei so bitter wie Bens Kaffee.

Ben nickt und legt ihm eine Hand auf die Schulter und drückt, ganz kurz nur. „Danke für den Kaffee, Kleiner“, sagt er und das ist mehr, als er sonst sagt.

Sie stehen auf und während sie in die Garage gehen, sagt James: „Er will einen Anwalt, keinen Polizisten, und das hab ich jetzt kapiert. Dazu haben die ersten fünfhundert Mal gereicht.“

Energisch zieht er die Autotür hinter sich zu. „Zumindest hab‘ ich es geschafft, dieses elendige Kaff hinter mir zu lassen.“ Er schnaubt verächtlich. „Im Gegensatz zu ihm. Er wird dort versauern, und weißt du was? Es geschieht ihm recht.“

Neben ihm schüttelt Ben leicht den Kopf. „Du solltest nicht so über deinen alten Herrn reden“, sagt er und es ist nur ein bisschen ein Vorwurf.

„Doch, genau so muss ich über den Alten reden, genau so! Ihm passt doch schon lange nichts mehr von dem, was ich mache. Meinst du wirklich, das hier macht noch einen Unterschied?“

Ben schweigt, den Blick auf die Straße vor ihnen gerichtet, und diesmal heißt das Schweigen Ich weiß, dass du Recht hast, Kleiner. Denn natürlich macht es schon lange keinen Unterschied mehr, was James tut und sagt. Sein Vater ist nicht sauer wegen der Dinge, die James über ihn sagt und er ist auch nicht sauer wegen der Dinge, die er nicht sagt. Oh nein. Er ist nur enttäuscht. Und das ist schlimmer, so dass sich James manchmal fast wünscht, er wäre einfach nur wütend.

Als er statt Anwalt Polizist geworden ist, mit dem Geld seines Vaters, hat er das getan, was er noch immer für richtig hält. Er hat nie einen Beruf mit zu vielen Papieren und zu wenig Leben gewollt, aber sein Vater hat das nicht verstanden. Vielleicht wollte er es auch nie verstehen. Polizist

werden, das war von Anfang an keine Option gewesen.

Er spürt Bens Blick in seiner Seite. Die eisblauen Augen sind besorgt und forschend, und sein Schweigen spricht, bevor seine Stimme es tut.

„Dein Vater ist ein guter Mann. Sein Fehler ist nur, dass er aufgehört hat, dir zuzuhören.“

James starrt ihn kurz an und weicht dann seine Finger verknotend seinem Blick aus. Ihm fällt keine Antwort ein und so ist er froh, dass das Funkgerät neben Bens Arm ihn davon befreit.

„Schießerei im West-End! Wir brauchen Sie hier!“, sagt die rauschende Stimme - James glaubt, dass es Hardy ist, aber sicher ist sich nicht - und gibt den Namen des Viertels durch. Ben gibt Gas. Unwillkürlich sucht James nach seiner Pistole und ist erleichtert, sie an seinem Gürtel zu finden. Er atmet aus.

Die Straße rauscht unter ihnen und das Schweigen erdrückt James. Er hat das Gefühl, etwas sagen zu müssen, denn er und Ben sprechen zu wenig miteinander und schweigen sich zu oft an - aber Ben, Ben kann gut schweigen und er braucht nicht mehr als das. Schweigen ist mehr seine Sprache als Englisch oder Worte überhaupt. James merkt, dass er lächeln muss. Alter, schweigsamer Ben. Alter, oft so schlecht gelaunter Ben. Ben. Auch wenn sie weniger reden als James und sein Vater, wissen sie mehr übereinander und James schätzt ihre Gespräche, weil sie ruhig und überlegt sein können, aber auch vollkommen anders. Er weiß nicht, ob er ohne Ben noch so gerne leben würde wie jetzt.

Diesmal ohne den Kopf von der Straße abzuwenden, fragt Ben: „Was?“ und James merkt, dass er noch immer in die Karte, das Buch, die Geschichten, die Bens Gesicht sind, starrt.

Kurz denkt er, dass er vielleicht einfach reden soll, über irgendetwas, darüber, dass er ein mieses Gefühl hat, was diese verdammte Schießerei angeht, darüber, dass sie vielleicht lieber doch einfach Kuchen essen gehen, oder einen Kaffee holen sollten.

Aber er sagt es nicht, natürlich nicht. Selbst aus seinem Mund klänge es absolut lächerlich. Und das ist es ja auch - lächerlich. Verdammt lächerlich. Lächerliches Ziehen im Bauch, lächerlich schneller

Herzschlag, lächerliche Angst, die seit der Durchsage in seinem Magen Purzelbäume schlägt. Lächerlich. Sie haben zusammen schon mehr als eine Schießerei überlebt und sie werden auch diese überleben.

Er weiß nicht, warum er sich solche Sorgen macht, aber wenn er ehrlich ist, will er das auch nicht wissen. Und noch weniger will er wissen, ob sie begründet sind.

Wenige Straßen vor dem Viertel, in das sie kommen sollen, sind die Gehwege wie leer gefegt, die Einwohner haben sich in ihren Häusern in Sicherheit gebracht. Bald hören sie erste Schüsse und James Herz stolpert eine Sekunde lang und für einen Moment spürt er das trockene Käsebrötchen von vorhin zu weit oben.

Sie steigen aus dem Wagen und das Knallen der Türen ist schrecklich laut. In der Luft wirbelt Staub, durch den sie die Silhouetten der Schießenden sehen.

„Alles in Ordnung, Kleiner?“, fragt Ben, als er James einen Blick zuwirft, denn natürlich kann James ihm nichts vormachen. Dazu kennen sie sich viel zu lange. Für einen winzigen Augenblick ist er versucht zu sagen, was ihm zu schaffen macht, doch wenn er den Mund öffnet, huschen die Worte davon, bevor es ihm gelingt sie auszusprechen.

„Natürlich“, sagt James stattdessen nur und zieht seine Pistole aus dem Holster.

Er fühlt sich seltsam schwer und leicht zu gleich, während sie zu den Kämpfenden laufen, und die Geräusche klingen unpassend laut oder leise in seinen Ohren.

Kurz bevor sie die Deckung erreichen, hört er Ben etwas rufen, aber er versteht die Worte nicht.

„Zur Seite!“, brüllt jemand und reißt ihn von hinten nieder, als direkt neben ihm ein Gang-Mitglied angeschossen wird. Er taumelt kurz, keucht und reißt die Pistole hoch, die Arme angespannt. Um ihn herum donnern Schüsse. Er muss in Deckung gehen oder das hier wird sein letzter Einsatz.

Kugeln schlagen in die Gebäude um sie herum ein, Putz und Gestein bröckeln von den Wänden. Die Luft ist voller Staub. Er hustet. Schmutz in seinen Augen, er zielt ins Leere, an einem der Gegner vorbei. Schüsse,

gebrüllte Befehle, Schreie. Hinter ihm Gebrüll, er versteht kaum Worte, dreht sich nicht um.

Dann plötzlich Ben! Fuck, einer hat Ben getroffen! Fuck! und zuerst weiß er überhaupt nicht, was er da hört. Seine Ohren dröhnen.

Die Information dringt nur langsam vor in sein Gehirn. Ben wurde getroffen. Ben. Getroffen. Für einen kurzen Augenblick dreht sich die Welt noch ein Stück langsamer als sonst, so langsam, dass er Angst hat, hinunterzufallen, wenn er nicht aufpasst. Und so fühlt es sich auch an, wie Hinunterfallen von der Welt. Er ist sich sicher, dass die Schüsse um ihn herum noch immer laut sind, aber er hört sie erst wieder, als er zu Ben durch gestolpert ist.

Bumm. Bumm. Bumm.

Ben. Ben. Ben.

In einer der Nächte, in der er nicht einschlafen kann, weil die Bilder hell sind in der Dunkelheit, versucht er sie zu ersäufen, aber am Morgen ist ihm so schlecht, dass er sein eigenes Bett voll kotzt. Er lacht, als er im Bad neben der Toilette kniet und würgt, und seine Stimme ist ganz rau. Den Alkohol kann er raus kotzen, aber die Bilder haben Widerhaken und krallen sich in seinem Kopf fest. Er lacht und lacht, und kommt sich dabei selbst vor wie ein Wahnsinniger.

Das Revier wird sein zweites Zuhause und selbst wenn er längst fertig ist mit seiner Schicht, bleibt er dort und sitzt in der Kantine oder auf dem Drehstuhl in Bens Büro und denkt, dass hier bald jemand anders sitzen wird. Dass dieser jemand dann wahrscheinlich keine silberfarbene Miniatur-Enterprise auf dem Schreibtisch will und keine Neuseeland-Flagge und dass an der Wand andere Postkarten von anderen Ländern und anderen Menschen mit anderen Geschichten hängen werden und in keiner davon wird Ben auftauchen.